

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 13

Artikel: Die Seppe : eine Geschichte aus Unterwalden. Teil 1
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. April 1936

Heft 13

Osterlied.

Es ist ein Tor geborsten,
Das lang geschlossen war.
Es harft in allen Horsten,
Das rauscht so wunderbar.

Es ist das Totgegläubte,
Das nun sein Schweigen bricht,
Das Stumme, Lichtberaubte,
Das wieder lebt und spricht.

Es ist des Lebens Wille,
Der wieder auferstand,
Der Geist, der aus der Stille
Sich neu zum Lichte fand.

Er weiß in seiner Reine
Von Tod und Moder nicht.
Er weiß nur um das eine:
Das Leben und das Licht! Walter Dietiker.

Die Seppe.

Eine Geschichte aus Unterwalden. Von Esther Odermatt.

I

Die Wiesen und Wälder am Waldstättersee trugen noch den köstlichsten Pfingstschmuck, als der breite Ländernauen vom Luzerner Frühlingsmarkt heimwärts fuhr. Er paßte nicht in den festlichen Duft und Glanz hinein; er trug ein werktägliches Durcheinander von leeren und halbgefüllten Körben, von Säcken und Kisten und Fässern und ein paar Menschen mit verdrossenen Gesichtern.

Der Schifferbaschi am hinteren Ruder würgte an seinem Grimm, weil er wieder einmal auf den Sohn hatte warten müssen, der nicht vom Schoppen losgekommen war. Er stieß von Zeit zu Zeit einen Schwall mürrischer Worte zum rechten Mundwinkel hinaus, mit dem linken zog er ruckweise an der Pseife und paßte wütend zu dem, was sein Sohn, der Baschimell, am vorderen Ruder ihm im langsamen Takt der schweren Ruderschläge und der festen Männertritte erzählte.

„Beim Eid, Vater! Fast bin ich nicht abgekommen in der Krone. Den Rockfedern hab ich ihnen schier in den Händen gelassen, wie ich endlich hab ausreißen können. Und ich hätt's schon noch erleiden mögen in der Krone, wegem selben! Wißt Ihr, Vater, warum die andern nicht mit heimfahren? Der Zibung spendiert ihnen noch einen Trunk in der oberen Kronenstube. Der hat heut seinen großartigen Tag. Alle Obbürger und Stansstader hat er eingeladen. Der Geldgurt sei ihm sonst zu schwer zum Heimtragen.“

„Wie der wieder meineidig groß tut, der! Dem wollt ich den Geldgurt schon leichter machen, dem Donners Prahlhans, dem alten Löffel!“ brummte der Baschi und riß das Ruder mit so wildem Ruck zurück, daß der Sohn lachend sagte:

„He, he, Vater, übertut Euch nicht! Der Zibung hat halt gemeint, weil er heute statt der versilberten Rüche den Hans heimbringe aus dem Welschland, so müsse das apartig gefeiert

werden. Der Kronenwirt fährt am Abend extra noch mit ihnen heim. Der wird denen schon einen gehörigen Fahren mit ins Schiff geben."

"So, der Hans wird wieder hiesig? Wird wieder schön sein Maul aufreißen wollen, überall, wie damals an der Landsgemeinde, beim Vertrag mit dem Spanier, grad vor drei Jahren ist's gewesen, im 93, wo er gescheiter hat sein wollen als alle andern, der junge Fözel..."

"Ja, Vater, und recht hat er gehabt damals", fiel der Sohn dem Alten hitzig in die Rede, "und Fözel sind die andern gewesen, die — Mann für Mann — die drei Gulden eingesackt haben vom Spanier und ihm dafür die eigenen Landsleute für seine sauberen Händel verkauft haben."

"Halt's Maul, und paß auf!" schrie der Alte. Sie waren nahe am St. Niklauser Steg und mußten landen und Körbe ausladen. Wie sie wieder ins Fahren kamen und die ärgste Hitze verbracht war, setzte der Sohn nochmals an:

"Ihr mit Eurem Geschimpf! Wolltet wohl auch lieber den Zibung heimstoßen samt seinem Hans und seinem schweren Geldgurt; da sprängen für uns am Ende auch noch ein paar Bagen oder gar noch Silbervögel heraus. Aber die dort! Die Schwander!" Er wies mit dem spitzen Kinn auf die drei Fahrgäste vorn im großen Rauen, die bei dem Gelnarr und Geächz der Ruder nichts von der Unterhaltung verstehen konnten.

"Warum gönnt der Zibung denen seine Gnade nicht?" spottete der Baschi.

"Ho, der Klaus Abderschwand, dem wird's nicht grad besonderbar ums Festen sein, wird am Markt einen schlechten Schick gemacht haben mit seinem elendigen Kühlein, der Tropf! Der wird's nicht lang mehr machen, der, da mag's nicht viel mehr leiden, bis der um Hudel und Hab ist."

"Wer sagt das, dummer Bub?" wunderte der Alte halb verdrießlich, halb neugierig. Plötzlich zuckte es durch das runzlige Gesicht, und der linke Mundwinkel mit der Pfeife hing ganz tief und schief herunter.

"Ja so, dich sticht noch immer dein verprügelter Hochmutssteufel! Und mir tut's immer noch wohl, daß dich die Seppe Abderschwand an der Alplerkilbi mitten im Saal hat stehen lassen, wo du einen von deinen famosen Räuschen mit ihr hast zum Tanz führen wollen!"

Das Ruder des Jungen klatschte mit einer Wucht auf das Wasser, daß es weit ins Schiff hineinspritzte.

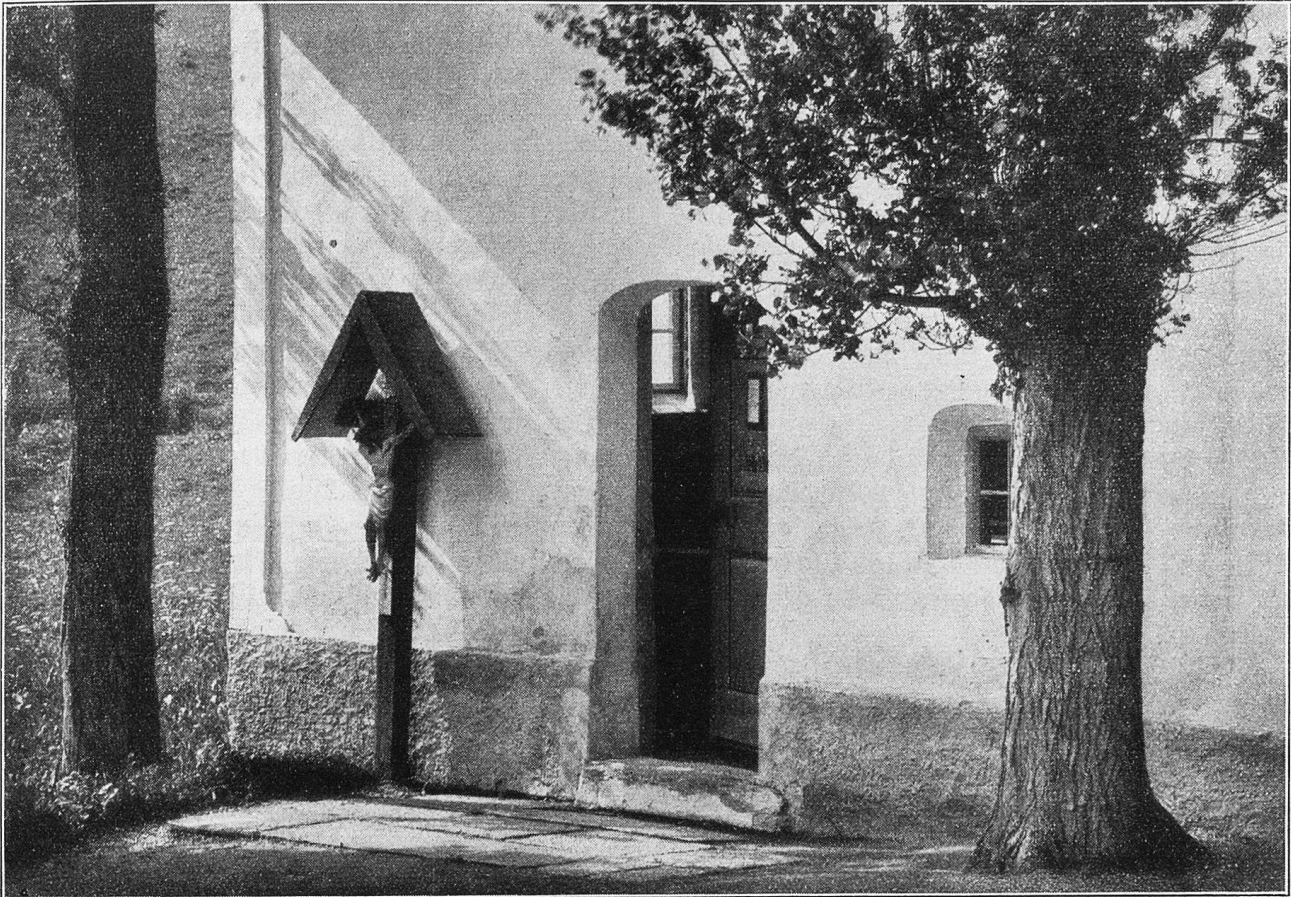
"Geschwäkz, dummes, verlogenes Geschwäkz!

Mir kann die ganze Schwand gestohlen werden. Aber", triumphierte er, "die Spazen pfeifen es schon von allen Dächern herab, und alle Betschwestern verzetteln es nach der Messe auf dem Dorfplatz, wie lange der Abderschwand schon seine Zinslein nicht mehr zusammenbringt. Der wird's nicht lang mehr machen, und das wird er. Und die gestrenge Jungfer Seppe, die so fürnehm tut wie eine Herrentochter und immer im Dorf bei dem fürnehmen Großvater Doktor sich die Hände sauber gehalten hat, die wird nicht mehr viel ändern, die, wenn die schon jetzt ein paarmal auf der Schwand die Bauertochter spielt."

"He", rief er so laut, daß die vorn es hören mußten, "wo fehlt's? Laßt die Mäuler nicht so tief herunterhängen! 's ist so schon kein Spaß, mit euch zu fahren. Die Bagen von eurem Ruhhandel und eure Gültenzinsli vom Martini und vom letzten und vorletzten dazu sind schon schwer genug."

Es waren der alte Abderschwand mit der Tochter und einem jungen Knecht, dem Fridli, die allein im Spitz des Rauens saßen und die ganze Zeit über kein Wort gesprochen hatten. Auch jetzt sagten sie nichts. Aber der Hohn hatte alle getroffen, die Seppe am härtesten. Ihre Gedanken flogen und jagten sich und konnten keinen Halt und keine Ruhe finden und drängten, laut zu werden, sich zu befreien, und wußten doch nicht wie. — Wie der alte Zibung sie gnädig eingeladen hatte, mitleidig wohl gar! Wären der Vater und der Fridli zeitiger von ihrem Imbiß in der Krone aufgebrochen, sie hätten sich unvermerkt zur Schiffslände davonmachen können. So aber mußten sie unterm Kronentor gerade mit dem Zibung und seinem Schwarm von Gästen zusammenstoßen und sich von ihnen umringen lassen. "He, Klaus, halt mit! Trink eins auf den mordsmäßigen Lupf mit dem Viehjakob!" "Ja, Abderschwand, der wird Euch schön über die Ohren gehauen haben! Warum hängt Ihr auch dem Euer Kühlein an!" Der Vater hatte sich nicht zu wehren gewußt und nur gestöhnt: "Ich hab's ja verkaufen müssen, und jetzt — und jetzt reicht's doch nicht!" Alle hatten das gehört, alle, auch der Hans Zibung. Der hatte nur verwundert geschaut und nichts gesagt.

Die Seppe krampfte die Hände um den grünen Sack zusammen, den sie trotz der Schwere immer noch auf dem Schoße hielt. Der Vater hätte zuletzt doch nicht widerstehen können und säße jetzt mit den andern in der Krone, seine Schande auszustellen, da hatte im letzten Augenblick ihr her-



Ostermorgen.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Varasb.

rishes: „Vater, wir fahren jetzt heim!“ ihm einen Rest von Stolz aufgerüttelt.

Finster schaute sie auf den Vater, der geduckt dasaß, als ob seine Ohnmacht und Unzulänglichkeit ihn niederdrückten. Warum hatte sie bis jetzt ihn immer noch handeln und gewähren lassen? Warum hatte sie heute die weibischen Einkäufe für Küche und Kammer besorgen müssen, während er ihr letztes Kühlein, das Choli, dem durchtriebenen Viehjakob für einen Bettel verkaufte in der schwächlichen Angst, ohne Geld heimkehren zu müssen und wieder den Gültzins nicht bezahlen zu können?

Wenn sie Herr und Meister wäre auf dem Heimen! Aber so: bald bei den Großeltern im Dorf, bald daheim beim Vater und überall ein wenig Arbeit und nirgends etwas Rechtes, das ihre ganze Kraft brauchte. Diese letzten Wochen, seit sie ganz zu Hause gewesen war, hatte sie gesehen, es ging so nicht weiter. Der Vater verwirtschaftete alles, ruinierte sie alle. So hilflos war ja der Vater, so kindisch hilflos! Wie er jetzt in die Wellen starrte und am kalten Pfeifchen sog!

Der Vater wollte etwas sagen, aber er wußte

nur eines: Ich hätte Vertrauen haben und warten sollen, ich bin auch gar ein elender, unbrauchbarer — —

Bevor er ein Wort fand, gab es einen Ruck auf der Bank, auf der sie saßen. Der Knecht stand schwerfällig auf und stellte sich breitspurig vor die beiden. Das Hohnwort des Schiffermell hatte ihm Mut gegeben, einen lang erwogenen Entschluß auszuführen.

„Abderschwand“, sagte er hart, „Abderschwand, Ihr werdet begreifen, daß es keine Freude mehr ist, bei Euch zu bleiben. Alles verunsichert Ihr, jeden Tag geht's weiter bergab mit Euch. 's wird nicht manchmal mehr das Gras wachsen, so könnt Ihr alles, was Ihr noch habt, in den Reisesack packen und im Spittel Euren Gewerbe weiterführen. Also, Ihr hört, ich mag nicht mehr bleiben. Sucht mir mein Löhnlein zusammen, vielleicht findet Ihr noch in einem alten Strumpf ein paar Bazen; ich Sorge mir für einen andern Dienst und gehe lieber heute als morgen.“

Der Abderschwand senkte seinen kleinen, schwarzen Kopf noch tiefer, nahm seufzend den

runden Länderhut ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne und wollte mühsam ein paar Worte zusammenklauben, da legte sich eine Hand hart auf seine Schulter.

Die Seppe stand vor ihm. Der Vater spürte, wie ein Zittern von ihrer Hand die ganze straffe, schmale Gestalt hinaufzuckte; wie eine Eisenflammer preßte ihn diese Hand und zwang ihn, aufzuschauen.

Stolz und fest sah die Seppe dem Knecht ins Auge, daß er den Blick kaum aushalten konnte, und sagte leise und ruhig, mit einer Art, die jeden Widerspruch niederrang:

„Du bleibst! Du weißt, daß du für den Sommer gedungen bist, daß jetzt nicht Kündigungszeit ist. Wenn du dich brav hältst, steige ich dir im Lohn, und im Herbst, wenn ich dich für den Winter frage, kannst dann sagen, ob du gehen oder bleiben willst.“

„Ich“, hatte sie gesagt. Der Fridli blickte sie erstaunt an, und keines wußte recht, war es Feindschaft, was aus den Blicken des andern ihm entgegenglomm, oder war es ein Suchen um Bündnis für Schutz und Trutz.

Der Vater hatte es auch gehört, dieses Ich. Wie ein Hieb von strafender Hand hatte es ihn getroffen und drückte ihn noch mehr in sich zusammen und drückte alles nieder in ihm, was sich gegen die plötzliche Vergewaltigung aufbäumen und wehren wollte.

Keines von den dreien sprach mehr ein Wort. Die Seppe saß da, hoch aufgerichtet, den Sack, der ihr vorhin in der Erregung zu Boden geglitten war, wieder mit beiden Händen haltend. Ihre Augen blitzten in festem Entschluß. Sie sahen nichts von der blühenden Pracht der Ufer, nicht die tanzenden Wellen, nicht die leuchtende Schönheit der Berge. Eine Macht, die stärker war als sie und schneller als ihre Gedanken, hatte sie fortgerissen, daß sie in plötzlicher Eingebung fast besinnungslos dem schwachen Vater die Zügel entriß und sie in ihre festen Hände nahm. Jetzt galt es, sie zu halten, jetzt gab es kein Zurück mehr. Vorwärts nur mußte es gehen, bergauf, bis auf die Höhe.

Sie hob den Kopf und sah eine blendende Firnkuppe glänzen.

Da schob sich der Fridli vor sie hin und sagte, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: „So bleib ich denn, Seppe, 's ist wahr, ich hab's ja versprochen.“

„Ja“, sagte sie und richtete sich noch straffer empor.

Dem Vater aber war's wund und weh ums Herz. Wie einen verbrauchten Pflug hatte man ihn in den Winkel geworfen, und sein eigenes Kind — war das sein Kind? So hatte er es noch nie gesehen. So wenig hatte er es gekannt?

Aber ihm geschah ja recht; er war ja sein eigenes Unglück und das der Seinen und das seines eigenen, geliebten Heimens — und das tat am bittersten weh. Er schaute den Bürgenberg hinauf. Schon war es in Sicht, dort oben am Hang, sein Eigenes, das ihm nicht mehr gehören, wo er geduldet sein sollte wie ein elendiger Bettler.

Der Rauen fuhr ganz nah am Ufer. Ein blühender Kirschbaum streckte übermütig einen duftigen Zweig weit übers Wasser hinaus und streifte sich an den Köpfen der Insassen die vorwichtigsten seiner weißen Blätter ab. Sie flatterten lustig auf die blauen Wellen und auf die grauen Risten, legten sich zutraulich auf die struppigen Haare der Ruderer, und drei ganz mutwillige ließen sich auf dem grünen Sack der Seppe nieder. Aber sie schnippte die liebliche Zier achtlos weg wie lästigen Staub.

Ein weißes Blatt war dem bekümmerten Manne auf die zerfurchte Hand gefallen, die zu zart und schwächlich schien für die schwere Bauernarbeit, die sie schon hatte leisten müssen. Das Blättlein schmiegte sich kühl und lind auf die Hand des Sinnenden, bis er in seinen schweren Gedanken es spürte, es anschaute und kosend mit der Linken darüber strich. Wie ein schmerzliches Lächeln zuckte es auf dem verwitterten Gesichte. Wenn die Seppe für alles sorgen wollte, durfte er das ja tun und brauchte seine Schwäche nicht mehr zu verbergen. Am Ende war's gut so, wer konnte wissen, ob es nicht immer am besten war, wie's kam, ob es nicht am besten war, sich treiben zu lassen...

Er sah in die lebendigen Fluten und dachte, was die wohl in ihrer Tiefe alles bergen mochten, und sah es glänzen und leuchten. Allmählich wurde es ihm leichter und wohler, und als in Stanzstad der Rauen anfuhr, lag noch immer das weiße Blatt auf seiner Hand.

Seit die Seppe Fridlis Zusage hatte, saß sie in fieberhafter Erregung und schaute nur hinauf nach dem Heimen am Bürgenberg und dann auf die Schiffer, die im gleichen gemessenen Takte ruderten. Sie heftete bohrende Blicke auf sie, sie hielt es nicht mehr aus. Am liebsten hätte sie selbst eines der schweren Ruder ergriffen: dann wäre das Schiff gefahren, geflogen! Denn sie hatte Kraft in den Armen. Sie ballte die Faust

und reckte den Arm und schlug hart an der Schiffskante auf.

Das brachte sie zur Besinnung, für einen Augenblick. Dann wanderten die Blicke wieder: hinauf und rückwärts zu den gemächlichen Männern, sie zur Eile anzutreiben.

Endlich — Stansstad, die Brücke beim Schnitzturm. Sie sprang aus dem Schiff, bevor es richtig angehalten hatte.

„Zahlt, Vater!“ rief sie zurück und eilte den Weg dem Bürgen zu. Die Leute blickten ihr verwundert nach, wie sie mit ihrem schweren Sack davonlief. Sie merkte es nicht, spürte die Last nicht, die sie trug, spürte nur eine nie gekannte Kraft, eine Wärme, eine Freude, die ihre Schritte beflügelte, ihre Gedanken jagte.

Jetzt ging's den Berg hinan in tollem Lauf, fünf, zehn Minuten lang, bis ihr am Ende der steilen Abkürzung der Atem ausging und sie sich an der großen Tanne an der Wegbiegung halten mußte. Nur zwei tiefe Atemzüge lang. Eine große Wurzel ragte in den Weg hinaus, über die sie stolperte; sie zerbrach sie mit einem Ruck — dann vorwärts heimwärts.

Was sie alles schaffen wollte auf ihrem Heimen! Tausend Pläne schossen ihr durch den Kopf: Neue Obstbäume wollte sie pflanzen, letztes Jahr hatte sie am Herbstmarkt in Luzern gesehen, wieviel man aus den Äpfeln lösen konnte, und ihre alten Birnbäume sollten veredelt, der Dünger vermehrt und die Wiesen verbessert werden. Einen Stall voll Kühe wollte sie wieder haben und den Wald in einen Stand setzen, daß die Leute staunen sollten.

Da, schon der Waldbrand, noch die Eke, jetzt der Eingang zur Schwand, das Weglein zwischen den waldrebenumspinnenen Eschen! Sie rannte, sie wollte schreien! Es schnürte ihr die Kehle zusammen, das Herz stand ihr still. Mit letzter Kraft faßte sie den Pfosten des Heckeneingangs, umschlang ihn, dann brachen ihr die Knie.

„Mein“, stammelte sie, „mein Heimen!“ und preßte die wild schlagende Schläfe an das rauhe Holz. „Sollst nicht zu Grund gehen, sollst es gut haben, gut haben bei mir.“

Ein heller Jauchzer klang vom Hügel herab, ein dunkler voll jubelnder Kräft antwortete. Das trieb die Seppe auf. Sie schämte sich ihrer Schwäche und betrat erhobenen Hauptes das väterliche Gut.

Das Franzli, die jüngere Schwester, lief von der Halde über dem Hause herab ihr entgegen. Der Jodler verklang oben im Wald.

„Was ist, Seppe, habt ihr das Choli verkauft?“

„Ja, weggeworfen hat's der Vater für einen Bettel! Aber jetzt soll's anders werden!“ Sie schüttelte die Schwester ab.

„Wo ist der Vater? Warum kommt er nicht?“

„Wird schon kommen, was weiß ich — —“

Die Seppe war schon an der Treppe, die zur kleinen Laube vor der Haustüre führte, und das Franzli war zufrieden, daß sie sich nicht weiter mit ihm beschäftigte. Es ging ihm soviel durch den Kopf, was der Speichermattkarl am oberen Hagportli ihm alles gesagt hatte.

Der Knecht kam heim und berichtete, der Vater bleibe noch in Stansstad, man solle nicht auf ihn warten, und er — er müsse noch zum Schwager hinaufgehen in den oberen Schilt.

So saßen die beiden Schwestern allein und schweigsam bei ihrer Abendsuppe, aßen kaum vor Erregung, aber keines wußte, was das andere erfüllte, keines fragte. Sie waren froh, als sie aufstehen und auseinandergehen konnten, jedes noch zu seiner Abendarbeit.

Die Seppe ging durch das ganze Haus und sah, was alles fehlte in der Küche und Stube, auf dem Boden und im Milchkeller, kam am Ziehbrunnen vorbei in den Stall mit den vielen leeren Ständen, trieb aus dem Wald die Ziegen fort, die gierig das junge Laub abstrafen, und stieg die Anhöhe hinauf, wo unter einer Esche am Grenzhag gegen Zibungs Heimen hin eine Holzbank stand.

Im Tälchen zu ihren Füßen lag das väterliche Gut, das braune Holzhaus im Abend Schatten eingebettet; tief unten der See, an dessen Ufern die Lichter aufglommen, und jenseits hielt der Pilatus groß und still die Wacht.

Sie faltete ihre Hände: „Vater unser“, betete sie. Bei der Bitte: „Gib uns heute unser tägliches Brot“, hielt sie inne.

„Hilf mir, daß ich's schaffe, und Dank, Dank, Herrgott im Himmel! Jetzt hab ich ein Leben, ein eigenes, jetzt weiß ich, wofür ich auf der Welt bin. Hilf mir, und segne meine Hände und mein Heimen und meine Kraft! Amen.“

Lange noch lag die Seppe an dem Abend wach in ihrem harten Bette, bis sie unter Plänen und Hoffnungen halb entschlummerte.

Im Traum saß sie wieder auf dem Schiff, einen schweren Sack auf dem Schoße. Aber der war voll von harten Talern. Einen ganzen Mauen voll Marktware hatte sie in Luzern verkauft: Butter und Apfel und Holz und zwei Stiere.

Ach, schwer drückte das Geld, und doch hielt sie es stolz. Alle auf dem Schiff — und es waren alle mitgekommen — alle sahen neidisch auf sie, auch der Hans Zibung auf der anderen Seite. Sie wußte, sie brauchte nur aufzublicken, nur hinzuschauen zu ihm, so kam er her — so deutlich fühlte sie seinen Blick. Aber sie konnte nicht aufschauen — und da war sie auch schon unterwegs, den Berg hinauf. Der Sack war schwer, und sie konnte den Fuß nicht mehr heben. Die Wurzel, die sie doch abgerissen hatte, die — die hielt ihn fest — ach, wie Eisen hielt das, und sie mußte ja gehen. Oben, am Eingang, an der Wegbiegung

vielleicht schon, stand die Mutter und wartete. Wenn sie nicht schnell kam — „Mutter, Mutter, ich komme ja“, aber sie konnte nicht gehen, es war entsetzlich —, dann war die Mutter schon wieder fort und kam nie mehr, und sie hatte sie ja so lange nicht mehr gesehen, so lange nicht — sie entsann sich kaum; ein kleines Kind war sie gewesen.

„Mutter!“ schrie sie in Herzensangst und wachte auf, und zum erstenmal seit vielen Jahren weinte sie um die tote Mutter, und daß sie ihr nicht sagen konnte, was sie alles auf ihrem Heimen schaffen wollte. (Fortsetzung folgt.)

Schneeschmelze.

Jetzt endlich rinnt's von jedem Dache,
Und ganze Bächlein faßt die Traufe,
Es gluckst im zugefrorenen Bache
Und taut in jedem Wasserlaufe.

Und war des Schneiens doch kein Ende!
Man seufzte laut, man seufzte still,
Nur Nachbar Gion spuckt' in die Hände:
„Der Frühling kommt, doch kommt er, wann er will!“

Woraus man sieht — (Gion ausgenommen,
Samt seinem Kleid voll Dreck und Mist —)
Die Mehrzahl jammert oft beklommen,
Wenn irgendwo Verspätung ist.

Ich leg' mich auf die Bank im Garten,
Ich sonne mich, wie's mir behagt,
Und ich will warten, ... warten, ... warten, ...
Der Frühling kommt, ... Gion hats gesagt!

Max Baiter.

Ernst Hodel als Nazarener.

Der Künstler Ernst Hodel ging aus der bewegten Betriebsamkeit der Münchener Zügelsschule hervor. Die differenzierte Beweglichkeit dieser Kunst steigerte Ernst Hodel in treuer Gefolgschaft mit dem älteren Meister, sodann auf eigene Weise, bis zu den klaren und jugendlich kraftvoll erfaßten Auswürfungen, die in stimmungsvollen Landschaften, erzählendem Genre, lebendigen Blumen- und Tierstücken und charaktterscharfen Porträts in zahlreichem Privatbesitz, sowie in der öffentlichen Kunstpflege zu sehen sind. Aus allen diesen Malereien spricht vor allem das eine: der künstlerische Ausdruck einer kerngesunden, völlig enthemmten, heiteren und lebensvollen Malerseele, der es eine sinnliche Freude ohnegleichen ist, den Pinsel recht tief in leuchtende Farben zu tauchen und in der Umwelt Licht und Sonne, Schönheit und Harmonie zu verbreiten. Davon soll aber hier nicht weiter die Rede sein, sondern von Ernst Hodel, dem Nazarener im Sinne gedanklich-malerischer Anschau. Bevor er zu diesem Teil seines Lebenswerkes kam, ging es Hodel so: dem feierlich-ernsten Kirchengesang zu lauschen und von Münchens altem Kunstbesitz in oft anbetender Sehnsucht zu schwelgen, gehörte schon in jungen Jahren zu den Gipfelpunkten seines

Lebens. In der Hingabe an seelisch reine Freuden fand er Entschädigung für Manier und gewisse Schablone, die hell und fröhlich um ihn hausten. Aber Hodel mußte warten, wie einer, der jahrelang um eine Liebe ringt, die äußerer Umstände wegen nicht blühen darf. Inzwischen aber steigerte sich sein Gefühl für die ewigen Wahrheiten der biblischen Geschichte und ihre Gestalten. Empfinden und Überzeugung läuterten zu leidenschaftsloser Reinheit. Innere Bereicherung wuchs aus stürmischem Ergriffensein, und aufrüttelnde Lebenserfahrungen wiesen gebietend nach den vornehmen Schönheiten der gedanklichen Welt.

Als der in Luzern lebende Künstler endlich die nötige Muße fand, die malerische Übersetzung seines religiösen Drängens zu formen, schritt er schon der Mittagshöhe seines Lebens zu. Dann aber war ihm das Durchdrungensein vom Gegenstand seiner Verehrung und seiner künstlerischen Gestaltung so wert und lieb, daß er ganz außerhalb der Zeit stand und außer den Nächsten niemand etwas von seinen Feierstunden an der Staffelei wußte. In einer österlich hohen Empfindung erfaßte ihn zuerst das Leiden Christi und die gottgegebene Überzeugung der Menschheits-